

„Die Jugendhilfe sollte den ersten Schritt tun.“



Norbert Lekow ist Geschäftsführer der GFB – Gemeinnützige Gesellschaft zur Förderung Brandenburger Kinder und Jugendlicher mbH. Als ausgebildeter Lehrer ist er inzwischen seit 20 Jahren in der Jugendhilfe tätig und verfügt dadurch über eine gute Kenntnis beider Systeme.

Herr Lekow, das Modellprojekt „Gemeinsam wachsen. Gemeinsam lernen.“ geht in sein zweites Jahr. Was konnte im ersten Projektjahr in den Einrichtungen erreicht werden? Welches sind die wichtigsten Erkenntnisse?

Das Besondere ist, dass wir eine große Akzeptanz und Reichweite für das Thema „Kooperation zwischen Jugendhilfe und Schule“ in den GFB-Einrichtungen erreicht haben. Nicht nur die Lernmanagerinnen und Lernmanager, die das Projekt im Kern tragen, befassen sich damit. Wir haben unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über alle Bereiche der GFB hinweg für das Thema sensibilisieren können. Ich bin froh, dass es als ein Schwerpunkt unserer Arbeit angenommen wird.

Darüber hinaus hat die gute Resonanz von Schulpartnern auf dem Fachtag gezeigt, dass wir durch den Aufbau der Zusammenarbeit bereits eine Menge erreicht haben. Rechtzeitige Kommunikation zur Vorbeugung von Krisen ist ein besonders hoch zu bewertendes Gut - nicht nur, weil alle Beteiligten dadurch Kraft sparen, sondern weil dadurch die Integration der Kinder und Jugendlichen in den Schulalltag viel besser gelingt.

Am 1. Oktober haben Sie das Modellprojekt erstmals der Fachöffentlichkeit präsentiert. Was können andere Jugendhilfeträger und Schulen von diesem Projekt lernen?

Einrichtungsleitungen und Schulleitungen haben eine hohe Vorbildwirkung. Dieser Verantwortung müssen sie erst einmal gerecht werden, sie müssen vorangehen und motivieren.

Die Rahmenbedingungen des jeweils anderen Systems zu kennen, schafft deutlich mehr Verständnis für einander und verhindert Missverständnisse. Hohe Transparenz in allen Bereichen des Trägers ist eine wichtige Voraussetzung, um im Spannungsfeld von Jugendhilfe und Schule gemeinsam Themen zu bearbeiten. Die Devise muss lauten: Wissen und mitmachen können!

Klar geworden ist auch, dass die Jugendhilfe aus ihrem Selbstverständnis heraus eher individuell an Lösungen herangeht. Das ist eine Besonderheit der Jugendhilfe. Schule muss sich hingegen auf größere Gruppen konzentrieren und hat eher die Leistungsanforderungen im Blick. Deshalb sollte die Jugendhilfe den ersten Schritt tun. Wir haben beispielsweise Handlungsleitfäden zur Krisenintervention erstellt. Unsere Erfahrungen aus dem Projekt zeigen, dass Schule an dieser Stelle sehr offen ist, wenn man ihr entgegentritt und Unterstützungsangebote unterbreitet.

Das Modellprojekt hat auch deutlich gemacht, dass kleine Projekte ein Türöffner sein können. Sie schaffen Anreize, um langfristig zusammenzuarbeiten.

Welche weiteren Entwicklungsmöglichkeiten sehen Sie in dem Modellprojekt?

Das Thema Lernförderung konnte bisher nur angeschnitten werden. Wir werden es auf jeden Fall weiterverfolgen, weil viele Kinder hier besondere Unterstützung benötigen. Grundsätzlich müssen jetzt alle angeschobenen Prozesse auf ihre Alltagstauglichkeit hin getestet werden. Das Projekt kann auch nur nachhaltig wirken, wenn diese Prozesse in Handlungsleitlinien und gelebte Kooperationen münden. Es ist wichtig, dass diese auch personenunabhängig funktionieren und in das 'institutionelle Gedächtnis' der Einrichtungen übergehen.

Abschließend ist festzuhalten, dass es in beiden Systemen an Ressourcen fehlt, um eine individuelle Integration zu ermöglichen. Der Fachtag hat auch gezeigt, dass eine intensivere Vernetzung mit den Schulträgern und den Schulämtern nötig ist. Damit das Zusammenwirken auf der Arbeitsebene funktionieren kann, muss die Diskussion auch auf der regionalen Steuerungs- und Planungsebene weiter geführt werden.



Foto: Göran Gnaudschun